Bei 17 Grad unter Null.

Humoreske von Emma Friedländer-Werther.

Herr Dr. Paul hatte eine schlaflose Nacht. Er wälzte sich ruhelos in den Kissen und hatte nun bereits das vierte Mal Licht gemacht, um zu sehen, wie spät es sei.

Aber der unbarmherzige Zeiger seiner altmodischen, wohl von irgend einem Großvater ererbten Cylinderuhr rückte so langsam vorwärts, als hätte er es eigens darauf abgesehen, den armen Doktor zu ärgern und ihm deutlich zu machen, daß die schönste und weiseste Tugend, die sich ein Mensch hienieden aneignen könne, die göttliche Geduld sei.

Davon schien jedoch Herr Paul keinen großen Vorrath zu besitzen, denn nachdem er eine Weile fest die Augen zugedrückt, dann krampfhaft an ein vom Winde bewegtes Aehrenfeld gedacht, von 1 — 100 vergeblich gezählt und alle anderen Mittel, die es noch zum Herbeilocken des launenhaften Gottes Morpheus giebt, versucht hatte, fing er laut zu fluchen an.

Aber auch das nützte nichts, und er beschloß, sich die fehlende Nachtruhe durch liebliche Gedanken zu ersetzen, die allerdings geeignet waren, den ohnehin erregten Doktor vollends zu ermuntern.

Ja, er brauchte seine Phantasie nicht anzustrengen, um sich ein schönes Bild hervorzuzaubern, das trug er ja seit lange in einem verborgenen Winkel seines Herzens, und seit gestern hatte er die Hoffnung, ja die Gewißheit, daß er es in absehbarer Zeit von diesem versteckten Ehrenplatze holen könne, um ihm einen viel offizielleren, hoffentlich für immer, an seiner Seite einzuräumen.

Fräulein Lena Schmidt, die Tochter des unter ihm wohnenden Professors, hatte ihm gestern, als er sie wieder — natürlich zufällig — auf der Straße traf und, da sie doch denselben Weg hatten, bis zur Hausthüre begleitete, hocherröthend gestanden, daß sie seine Gefühle theile, daß sie ganz die Seine werden wolle, wenn — ja, wenn das unbarmherzige "wenn" nicht wäre! — nun also, wenn der Papa seine Einwilligung ertheile.

O, die Väter! die Väter! Wie viele Poesie, wie viel Glück haben sie mit ihrem praktischen Verstand schon vernichtet!

Nun, für den Herrn Doktor war es nicht so schlimm, denn der Direktor des Gymnasiums, an dem er als Hülfslehrer angestellt war, hatte ihm vor einigen Tagen im Vertrauen mitgetheilt, daß er ihn zum Oberlehrer vorgeschlagen, und daß er bestimmt hoffe, die Genehmigung der Regierung zu erlangen. Sollte er damit durchdringen, so mußte der officielle Ernennungsbrief am 18. Dezember eintreffen, und so war es wohl nicht zu verwundern, daß der Doktor die Nacht vom 17. zu diesem wichtigen Tage so unruhig und schlaflos verbrachte.

Denn wenn er die Anstellung bekam, so entschied sich auch in anderer Beziehung sein Schicksal, denn dann war er ja selbst für den Professor ein ganz annehmbarer Schwiegersohn.

„Ja, wenn man wenigstens einen Dienstboten hätte, der einem die Stube ordentlich warm heizte, dann wäre dieser schlaflose Zustand doch erträglich", grollte der Arme.

Seine Gemüthsstimmung war auch erklärlich, denn die eisige Kälte, welche die Dezembertage gebracht hatten, machte sich selbst im Zimmer fühlbar, und Decken und Betten konnten nicht genug dagegen schützen. Um 9 Uhr kam erst die Aufwärterin, um aufzuräumen und einzuheizen, und vorher hatte Paul keine Hoffnung, eine etwas angenehmere Temperatur zu erlangen.

Endlich schlief der Geplagte ein und wurde erst des Morgens durch ein Geräusch an seiner Entreethür erweckt.

Im Halbschlaf wurde ihm klar, daß Das der Postbote sein müsse, der gewiß das so sehnlich erwartete Schriftstück in den Briefkasten gesteckt hatte. Sofort war er ermuntert, und glühend vor Erwartung, der furchtbaren Kälte uneingedenk, sprang er aus dem Bett, schlüpfte in ein paar Pantoffeln und stürmte, ohne sich Zeit zu nehmen, irgend ein anderes Kleidungsstück überzuwerfen, aus dem Zimmer.

Der Postkasten war leider außerhalb des Entres zu öffnen, aber zu so früher Stunde war natürlich noch Niemand im Hause, und der Doktor eilte in hoffnungsvollster Stimmung hinaus.

Schnell öffnete er den Kasten, der Brief fiel ihm entgegen, er riß ihn auf; ja! ja! da stand es! seine Ernennung zum Oberlehrer am X'schen Gymnasium. So hatte er sie also sicher, seine schöne Stellung und mit ihr hoffentlich sein süßes Bräutchen!

Herr Paul machte trotz seines etwas mangelhaften Kostüms vor Freude einen Luftsprung. Im selben Moment: ein Krach, ein Schlag, — die Hausthür unten war wohl geöffnet worden, — und durch den Zugwind war — seine Entreethür in's Schloß gefallen. Schrecklich! Schredlich! Tücke des Schicksals, „du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas", o wie richtig, wie wahr!

Der neue Oberlehrer, Bräutigam „in spe", stand da ohne Strümpfe, ohne Rock, ohne Entreeschlüssel, ja, selbst ohne die Hoffnung, diesen trostlosen Zustand vorläufig enden zu können, denn es war gerade 8 Uhr, und vor 9 Uhr war seine Aufwärterin nicht zu erwarten. Bei 17 Grad unter Null war dies gerade keine beneidenswerthe Lage.

Aber horch, da kam Jemand die Treppe herauf, hoffentlich irgend ein rettender Genius, den ihm das Geschick sandte und der ihm zu einem Schlosser oder mindestens zu einer der Temperatur etwas angemessenen Kleidung verhelfen konnte.

Hoffnungsvoll blickte Herr Paul hinab, aber — ein markerschütternder Schrei! Ein weibliches Wesen hatte ihn ausgestoßen und rannte in großen Sprüngen auf die flehenden Zurufe des Aermsten nicht achtend, die Treppe wieder hinab!

„O Jotte, nee, nee! Jotte, nee, nee! Er is überschnappt! Schrecklich! Schrecklich!"

„Fräulein, um Gottes Willen! Aber so hören Sie mich doch!" rief der Unglückliche, der das Dienstmädchen aus der dritten Etage erkannt hatte.

Aber das Mädchen hörte nicht, sondern lief schreiend und jammernd zur hinteren Hausthür hinaus.

Was nun thun?!! Hier bleiben und sich den sicheren Erkältungstod holen? Was halfen ihm dann seine neue Stellung, seine Braut, seine Aussichten? Nein, das war unmöglich! Aber hinab gehen, wo „sie" wohnte, nein, Das konnte er nicht, er konnte ihr doch nicht so seinen ersten Besuch machen, er würde ja lebenslänglich durch seine ungewöhnliche Visitentoilette lächerlich! Ueber ihm wohnte eine alte Dame, aber zu dieser gehörte das Dienstmädchen, das eben so entsetzt vor ihm die Flucht ergriffen; sie war wahrscheinlich die Hintertreppe hinauf gegangen, und er war sicher, daß sie und ihre Herrin ihm keinen Zutritt gewähren würden.

Eine Weile stand er zitternd und zähneklappernd da, aber es war ja unmöglich, diese Kälte zu ertragen; trotz seines glühenden Herzens fühlte sich der Herr Doktor wie in einen Eismantel gehüllt. Er konnte vor Frost kein Glied mehr rühren und hatte die Empfindung, langsam zu erstarren.

„Alles ist besser, als hier zu erfrieren," murmelte er und stieg in seinem weißen Unschuldsgewande die Treppe hinauf. Er klingelte. Eine kurze Weile mußte er warten, die dem Gemarterten zur Ewigkeit wurde, dann wurde die Thür geöffnet, aber nur, um mit einem erneuten Aufschrei heftig in's Schloß geworfen zu werden.

„Gnä Frau! Gnä Frau! Kommen Se um Jottes willen, der Jeschnappte will bei uns Einbrechen! O Jeses, Jeses!" rief die mit lebhafter Phantasie begabte Küchensee.

„Aber mein liebes Frärlein, so hören Sie mich doch!"

„Nee, nee, ich will Nischt hören! Jehn Se man nach Dalldorf, oder wo Se sonst herjekommen sind!" rief die Unbarmherzige und stemmte sich mit ganzer Kraft gegen die ohnehin geschlossene Thür.

Aber der Doktor hatte gar nicht die Absicht, Gewalt anzuwenden, um sich Zutritt zu verschaffen; er versuchte es vielmehr mit Sanftmuth und Zärtlichkeit.

„Liebes, süßes Kind! Erbarmen Sie sich doch! Ich bin ja nicht verrückt!"

„Nich verrückt? Kommt im Hemde und will mir eenreden, daß er nicht jeschnappt is! Jetzt jehn Se man, sonst ruf' ich die Polizei."

Was sollte er thun? Hier half kein Zureden, kein Bitten, sie hatte ein steinernes Herz!

Langsam trat der Aermste den Rückzug an, die Zeit war ihm so langsam verstrichen, er hatte die Empfindung, als ob er schon einige Stunden hier stände.

Ganz geknickt langte er wieder in seiner Etage an, aber soeben schlug die nahe Turmuhr acht Mal und danach noch zwei kurze Schläge, es war also ½9 und er hatte die Aussicht, noch eine halbe Stunde in dieser angenehmen Situation zu verharren. Geduldig setzte er sich auf eine Treppenstufe, nahm seinen Brief, den er in Ermanglung jeglicher Tasche noch in der Hand hielt, vor Augen und begann zu lesen. Aber selbst die Gewißheit des nahen Glückes konnte ihn nicht erwärmen.

„Was hilft es mir und ihr! Lena kann doch unmöglich einen Eisblock heirathen!" seufzte er, und er hatte Recht, denn er war in Gefahr, wie weiland die selige Madame Lot zur Salzsäule, langsam zur Eissäule erstarrt zu werden. Er sprang auf und versuchte, durch gymnastische Bewegungen seinen Zustand erträglicher zu machen; er hüpfte von einem Bein zum andern, hantirte mit imaginären Hanteln; aber Nichts half, die Kälte stieg langsam von den Füßen herauf, und im ganzen Körper schien er keinen einzigen warmen Blutstropfen mehr zu haben.

„So will ich denn bei ihr um Erbarmen flehen! Ich kann es nicht ertragen! Ich sterbe hier!" hauchte er, denn er hatte nicht mehr die Kraft, laut zu sprechen. Er wankte hinab und klingelte.

Männertritte wurden hörbar, dann die Sicherheitskette zurückgeschoben und die Thür geöffnet.

„Um Gottes willen, Mensch, wie sehen Sie denn aus!" rief der Professor und wollte mit Entsetzen das Entree wieder schließen.

„Erbarmen Sie sich! Erbarmen Sie sich! Ich erfriere!" rief sein zukünftiger Schwiegersohn und war allerdings schon blauroth vor Kälte anzusehen.

„Sie erfrieren? Nun natürlich, wenn Sie in dem Kostüme spazieren gehen," brüllte der alte Herr. „Es ist eine Schande, am frühen Morgen schon so betrunken zu sein, daß Sie Ihre Etage nicht einmal mehr finden!" und er wollte entrüstet die Thür zuwerfen.

Aber der Doktor fühlte, daß es sich jetzt um Leben oder Tod handelte, er nahm seine letzten Kräfte zusammen und stemmte sich gewaltsam zwischen Thür und Schloß.

„Aber, Mann, so gehen Sie doch hinauf und ziehen Sie sich anständig an, es ist ja eine Schmach, so herum zu laufen!"

„Aber Das ist es ja! Hören Sie mich doch erst an. Ich wollte—der Briefkasten—meine Erwartung—die Anstellung—Ihr Fräulein Tochter—Sie verstehen—" stieß der schon ganz verwirrte Heirathscandidat heraus.

„Meine Tochter? Ich verstehe absolut Nichts! Was hat denn meine Tochter mit diesem skandalösen Kostüme zu thun?"

„Lassen Sie mich ein! Ich will Ihnen Alles erklären. Ich kann nicht mehr," hauchte der Unglückliche.

Und wirklich, er sah so matt und elend aus, daß der Professor von Mitgefühl ergriffen wurde, die Thüre von neuem öffnete, seinen seltsamen Gast unter den Arm nahm und ihn in sein Studierzimmer führte.

Hier sank der Aermste auf ein Sopha, sein nun mitleidiger Wirth flößte ihm etwas Cognac ein, hüllte ihn in warme Decken, aber es schien wenig zu nützen, denn er sah leichenhaft aus und lag mit geschlossenen Lidern, wie von einer tiefen Ohnmacht umfangen, in den Kissen. Der Professor war in Todesangst. Er glaubte es mit einem Sterbenden zu thun zu haben. Wenn er nicht mehr zu sich kam, wenn er hier seine Seele aushauchte! O Gott! O Gott!

Da plötzlich schien etwas Leben in die Jammergestalt zu kommen, er bewegte sich langsam, seufzte, öffnete die Augen und schien offenbar den alten Herrn zu erkennen, denn er lispelte vernehmlich:

„Herr Professor, ich habe die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Fräulein Tochter Helene zu bitten."

Dies war allerdings der seltsamste Heirathsantrag, der wohl je gestellt wurde; aber obgleich das Erstaunen des alten Herrn erst sehr bedeutend gewesen sein soll, so müssen doch die Ernennung zum Oberlehrer, die schwarz auf weiß zur Stelle war, und die angenehme Aussicht, eine von sechs heirathsfähigen Töchtern zu versorgen, das ihrige dazu beigetragen haben, den Schwiegervater milder zu stimmen, denn am Mittag desselben Tages klingelte Herr Doktor Paul nun in ganz anderer Toilette, bekleidet mit schwarzem Frack und weißer Weste, nochmals an derselben Thür.

Diesmal wurde ihm willig geöffnet, und zwar nicht nur die erst so hartnäckig verschlossene Entreethür, sondern auch die zärtlich ausgebreiteten Arme des Schwiegerelternpaares.

Der Zustimmung seiner Lena war er ja vorher sicher. Aber einen kleinen Zwist hat er doch bald mit ihr gehabt. Sie wollte nämlich durchaus wissen — was der Professor feierlich gelobt hatte, den Damen zu verschweigen—, warum er heute früh so heimlich bei ihrem Papa gewesen und warum sie und ihre Mama keinen Zutritt zu dem Zimmer hatten.

Aber Das hat sie nie erfahren, denn Das würde ihn ja vollends um seine Autorität gebracht haben, und die soll ohnedies seiner kleinen Frau gegenüber nicht gerade hervorragend sein.

Die neue Frau Oberlehrer versteht mit seltener Eleganz und Sicherheit das Pantöffelchen zu schwingen. Aber wer stünde nicht gern unter dem Scepter einer geliebten und reizenden Frau! Nicht wahr, meine Herren Leser?

Vulkanisches.

Die vulkanischen Erscheinungen bei der Insel Paniellaria sind wissenschaftlich von ganz besonderem Interesse. Wer eine Karte des Mittelländischen Meeres mit eingezeichneten Tiefenstufen zur Hand nimmt, erkennt sogleich, daß dieses Meer in zwei große Becken zerfällt, welche durch eine schmale Straße mit geringer Seetiefe zwischen Sicilien und der Küste von Afrika zusammenhängen. Dort zeigt der Verlauf der Tiefenlinie von 100 Faden, daß in einer geologisch ziemlich neuen Zeit Afrika und Europa sich einander beträchtlich nahe kamen, und läßt vermuthen, daß, wenn wir noch weiter in die Vergangenheit zurückkehren, beide Festländer zusammenhingen. Diese Schlüsse werden durch die geologischen Verhältisse bestätigt. Diejenigen Schichten, welche in großer Ausdehnung im Tunesischen auftreten, finden wir auf der Insel Sicilien wieder. Die jüngsten tertiären Bildungen im südlichen und südwestlichen Theile dieser Insel umsäumen auch den Rand des Syrtenmeeres, und daß dort Hebungen des Bodens stattgefunden haben, die durch lange Pausen der Ruhe unterbrochen wurden, beweisen die den Geologen so wohlbekannten Terrassen. Die Sicilische Straße ist also ein erdgeschichtlich junger Durchbruch, aber—und das ist eben das Merkwürdige—die Versuche der Natur, dieses Thor wieder zu schließen, haben bis zur heutigen Stunde nicht aufgehört. Die unterirdische Eruption, westlich von der ganz vulkanischen Insel Pantellaria ist, bildlich gesprochen, ein solcher Versuch, und er ereignet sich auf der submarinen Sockel von weniger als 1000 Faden Tiefe, der diese Insel rings umgiebt und aus dem tiefen Meere emporsteigt. Nordöstlich von Pantellaria hat sich ein ähnlicher Vorgang im gegenwärtigen Jahrhundert zweimal wiederholt. In der Zeit vom 28. Juni bis 8. Juli 1831 erhob sich zwischen dem Ufer von Sciacca auf Sicilien und Pantellaria ein Fels aus dem Meere, der eine Rauchsäule ausstieß, welche bei Nacht feurig leuchtete. Die neue Insel erhielt den Namen Nerita oder auch Julia und Ferdinandea. Der Boden derselben war monatelang so heiß, daß man ihn kaum betreten konnte. Er bestand aus Schlacken und vulkanischem Sande und die unterseeischen Abhänge waren sehr steil. Der Umfang der Insel betrug 3240 Fuß und ihre größte Höhe 150. In der Mitte befand sich ein mit heißem Salzwasser gefüllter Krater. Das neue Eiland hatte übrigens wenig Dauer, unaufhörlich spülten die Wellen Theile desselben hinweg, im Dezember 1831 war es schon von der Meeresfläche verschwunden und bildete 10 Fuß unter dem Seespiegel eine Bank von 200 Fuß Durchmesser. Im Juli 1863 zeigten sich bei diesem untermeerischen Felsen abermals vulkanische Erscheinungen; wiederum stieg eine Insel über den Seespiegel hervor bis zu 60m Höhe, aber auch diesmal hatte die Neubildung keine Dauer, das Meer spülte sich nach einigen Wochen fort und zuletzt blieben zwei Faden Wasser über der Bank. Jetzt scheint nun die vulkanische Thätigkeit sich westwärts verlegt zu haben oder dort einen Ausweg nach oben zu suchen. Ob mit dauerndem Erfolge, muß die Zeit lehren. Vielleicht sind auch die Skerki-Bänke, das Keith Riff und Talbot-Riff in der Sicilischen Straße nichts anderes als Ueberbleibsel unterseeischer Eruptionen. Daß überhaupt zwischen Sicilien und Tunis das Meer von den alten Ufern zurückweicht und ehemalige Inseln landfest wurden, ist zweifellos. Die alten Häfen von Karthago, Utica und Biserta sind längst trocken, und wo, wie im Hafen von Porto Farina, noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Schiffe ankerten, findet jetzt kaum ein Boot Wasser genug unter dem Kiel, um flott zu bleiben.

Aecht Amerikanisches.

Der Superintendent der Schulen im East Feliciana Schulbezirk im Staate Lousiana legt in seinem Berichte an den Schulrath u. A. die folgende, die Verhältnisse in jener Gegend recht drastisch charakterisirende Empfehlung vor:

„Das Tragen von Schußwaffen in der Schule sollte positiv verboten werden. Wenn die Leute ihren Jungens gestatten, auf so uncivilisirte Art umherzulaufen, sollte es ihnen doch nicht erlaubt werden, mit ihren Schießprügeln zur Schule zu kommen, um die Kinder anderer Leute zu Krüppeln zu machen oder gar todtschießen."

Der Schulinspektor hat Recht! Wie sollen denn die armen Schulmeister den Rangen das A B C beibringen, wenn die Ruhe alle Augenblicke durch das Krachen von Revolverschüssen gestört wird. Das Knallen mit wirklichen Revolvern macht den Jungens vermuthlich unendlich mehr Vergnügen, als uns derzeit das Schießen mit harmlosen Papierkugeln, das uns so manche Schulstunde versüßen half, aber, wie wir uns recht lebhaft erinnern, wurde uns dies unschuldige Vergnügen derzeit selbst von unserem seelensguten Zeichenlehrer nur ungern, und eigentlich sehr gegen seinen Willen zugestanden. Es wird den Lehrern im Feliciana Schulkreise deshalb Niemand verdenken, wenn sie gegen die Verwendung von Revolvern während der Schulstunden protestiren.

Wie in aller Welt kann der Schulmeister dem Jungen den Unterschied zwischen den Buchstaben A und B eintrichtern,— an schwerere Lektionen, wie z. B. das Einmaleins, ist unter solchen Umständen wohl kaum zu denken, — wenn ihm urplötzlich ein barfüßiger, 8jähriger Schlingel einen geladenen Revolver, Kaliber 32, unter die Nase hält? Wenn es so einem Jungen nun einmal einfallen sollte, auf seiner Ansicht zu beharren, daß die ganze Einpaukerei unnöthig sei? Da wird dem Lehrer schließlich nichts anderes übrig bleiben, als klein beizugeben, und solche Vorfälle müssen, wenn sie sich oft wiederholen, doch seine Autorität bedenklich erschüttern.

Für die liebe Jugend haben natürlich solche Zustände manches Angenehme. Welcher Lehrer wird z. B. nicht gern jedem Jungen die Erlaubniß, hinauszugehen, ertheilen, wenn die Bitte mit einer entsprechenden Bewegung mit dem Revolver begleitet ist? Und selbst die unglaublichsten Entschuldigungen wegen verspäteten Erscheinens in der Schule,— einer der vielen Prüfsteine für unsere findige Phantasie während unserer Flegeljahre,—dürften kaum als ungenügend zurückgewiesen werden, wenn der Lehrer gleichzeitig auf zarte Weise an die Möglichkeit, daß so ein Schießeisen mitunter gar leicht losgeht, erinnert wird.

Ein Lehrer, der da unten in Louisiana aufgewachsen ist, zuckt vermuthlich nicht einmal mit den Wimpern, wenn eine Kugel an seiner Nase vorbeistreift, die ein Schlingel „zum Scherz" auf ihn abgeschossen hat, aber ein Fremder würde sicher in der ersten Zeit in solchen Fällen nervös werden und das würde vielleicht eine Störung des Unterrichts verursachen. Schon deswegen verdient die Empfehlung des Schulinspektors von dem Schulrath berücksichtigt zu werden. Vielleicht ist die „Entwaffnung" der Jugend aber keine so leichte Arbeit, doch es läßt sich am Ende auf andere Weise Rath schaffen.

Gegen unsere Papiergeschosse pflegten unsere Lehrer derzeit hinter dem Kathedder „Deckung" zu suchen, aber gegen Revolverkugeln möchte sich die dünne Bretterwand als unzulänglicher Schutz erweisen. Wie wäre es, wenn den Lehrern von der Schulbehörde ein kleines Gatling-Geschütz geliefert würde, mit dem sie von einer gesicherten Stellung das ganze Schulzimmer bestreichen können? Sonst dürfte der Unterricht kaum nennenswerthe Fortschritte machen. Dem Schulrath des Feliciana Schulbezirks ist dieser Vorschlag respektvoll zur Beachtung empfohlen.

(Lincoln, Nebr. „Fr. Presse".)

Der Sultan von Morokko hat in seinem Garten eine Miniatur-Eisenbahn bauen lassen und fährt täglich einige Stunden auf derselben spazieren.

Deutsche Farmer.

Ihr Lob aus dem Munde eines Anglo-Amerikaners.

Der Deutsche hat Erfolg, weil er sparsam und fleißig ist.

Er ist ein tüchtigerer Landwirth, als der eingeborene Amerikaner.

In der in Texas erscheinenden landwirthschaftlichen Zeitschrift „Farm and Ranch" beschäftigt sich der Anglo-Amerikaner Duncan Rathbone eingehend mit den Erfolgen, die die Deutsch-amerikanischen Farmer jenes Staates aufzuweisen haben. Die St. Louiser „Amerika" citirt aus dem betreffenden Aufsatze die nachstehenden trefflichen Bemerkungen:

„Jeder Beobachter weiß, daß unsere deutschen Farmer fast ausnahmslos erfolgreich sind in ihrem Berufe. Wie arm der deutsche Bauer bei seiner Ankunft auch sein mag, in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit ist er der Besitzer einer eigenen Farm, und stets im Stande, seine Schulden, falls er solche hat, zur Verfallzeit zu zahlen. Diese Thatsache ist allgemein bekannt. Nicht allgemein bekannt ist aber die Ursache solchen Erfolges unserer deutschen Farmer. Von Solchen, denen diese Ursache ein Geheimniß ist, oder welche aus Vorurtheil oder Eifersüchtelei der Wahrheit die Ehre zu geben sich weigern, hört man nicht selten die folgende Aeußerung: „Die Deutschen haben Erfolg, weil sie höchst ärmlich leben, und dabei arbeiten wie die Sklaven." Nichts kann unwahrer sein, als diese Behauptung. Der Schreiber dieser Zeilen hat unter den Deutschen in Harris, Waller und Austin Counties gewohnt, er hat mit demselben vielfach in geselliger Weise und als Geschäftsmann verkehrt: aber weiß daher, was er schreibt. Während die Deutschen außerordentlich fleißig und sehr sparsam sind, so sind sie nichts weniger als geizig. Sie versagen sich keinen erlaubten Genuß, den sie mit ihren Mitteln bestreiten können, und ihr Leben ist viel genußreicher, als allgemein angenommen wird. Thatsache aber ist, der Deutsche überschreitet selten seine Mittel. Falls aus irgend welchem Grunde das Einkommen sich vermindert, so versteht es der Deutsche, sich demgemäß einzuschränken. Selten erstreckt sich diese Einschränkung auf die Nahrung. Nach meinen Erfahrungen, — und es fehlte mir nicht an Gelegenheit, ein richtiges Urtheil zu fällen,—lebt der deutsche Farmer entschieden besser, als der eingeborene Durchschnitts-Amerikaner.

Der Grund des Erfolges der deutschen Bauern ist auf die Thatsache zurückzuführen, daß sie tüchtigere Landwirthe sind, als die amerikanischen Farmer. Sie erzielen größere Ernten und verkaufen deren Erträge zu höheren Preisen, als ihre amerikanischen Fachgenossen. Die Letzteren könnten nur dabei gewinnen, wenn sie die Art, in welcher der Deutsche die Landwirthschaft betreibt, beobachteten und nachahmten.

Wer hat je gesehen, daß ein deutscher Farmer drei Viertel seines Landes mit Baumwolle und den Rest mit Mais bestellt? Wann ließ ein deutscher Farmer sein Welschkorn im Felde, bis es von dem Maiswirbel zerstört war? Wann schnitt ein deutscher Farmer sein Getreide, um es im Felde dem Verderben durch Wind und Wetter Preis zu geben? Der deutsche Bauer betreibt den Ackerbau, um Gewinn daraus zu ziehen. Er weiß, daß solches bei dem angeführten Verfahren nicht möglich wäre.

Im County Harris befindet sich eine große Niederlassung wohlhabender deutscher Farmer. Das Land war ursprünglich von so geringer Beschaffenheit, daß kein „Amerikaner" dasselbe begehrte. In seinem natürlichen Zustande würde man auf dem Lande kaum 8 Bushel Mais vom Acre geerntet haben. Auf den niedrigen Flächen gedieh kaum das wilde Gras. Augenblicklich dürfte es schwer sein, in Texas eine Gegend von gleichem Flächenraum zu finden, auf welchem eine so große Anzahl wohlhabender amerikanischer Farmer wohnen, als in jener deutschen Niederlassung.

Die deutschen Landwirthe haben Erfolg in Gegenden, in welchen amerikanische Farmer zu Grunde gehen. Ein großes Maß von Arbeitsamkeit, eine weise Sparsamkeit und andere gute Eigenschaften sind nicht ohne Einfluß auf das stetige Fortkommen der deutschen Bauern. Sie allein würden aber nicht genügend sein, wenn der deutsche Bauer die Landwirthschaft nicht im Allgemeinen verständnißvoller betriebe, als sein amerikanischer Nachbar. Es ist offenbar, daß die deutschen Farmer den Vorzug landwirthschaftlicher Bildung genießen. Seit über einem Jahrhundert hat man in Deutschland die Landwirthschaft systematisch gelehrt und betrieben. Die größeren Besitzungen stehen unter der Leitung von Männern, die als Landwirthe wissenschaftlich ausgebildet wurden. Die Feldarbeiter befinden sich gleichsam in der Lehre bei Leuten, die ihrem Berufe theoretisch und practisch vollkommen gewachsen sind. In dieser Weise hat das Salz landwirthschaftlichen Wissens alle Schichten der Ackerbau treibenden Bevölkerung durchdrungen.

Amerikanischer Mais in Deutschland.

Wie bereits telegraphisch mitgetheilt, traf vor einigen Tagen Herr Chas. J. Murphy, Spezialagent des Ackerbau-Ministeriums der Ver. Staaten, im Auftrage des Ministers Rusk in Berlin ein, um die Aufmerksamkeit der deutschen Regierung auf ein neues Brod zu lenken, das angeblich mit Nahrhaftigkeit, Geschmack und Haltbarkeit den Vorzug der Billigkeit verbinden und einen Ersatz für Roggenbrod bieten soll. Herr Murphy hat aus je einem Pfund Maismehl und Roggenmehl bei einem Berliner Bäcker Brode anfertigen lassen, die in fertigem Zustande vier Pfund wiegen sollen. Die Herstellungskosten für ein solches Brod betragen einschließlich der Fracht und des Einfuhrzolles auf Maismehl nach Ausage des Amerikaners nicht mehr als ungefähr 16 Pfennige, während für ein Roggenbrod von demselben Gewicht zur Zeit über 60 Pfennige bezahlt werden. Es wird außerdem behauptet, daß man das Maismehl in diesem neuen Brod nicht durchschmecke. Ferner empfiehlt Herr Murphy noch als Ersatz für Weizenbrod ein anderes Brod, das zu gleichen Theilen aus Weizen- und Maismehl hergestellt wird und zu einem viel niedrigeren Preise auf den Markt gebracht werden kann, als das gewöhnliche Weizenbrod. Durch Vermittelung des amerikanischen Gsandten Herrn Phelps, hatte Herr Murphy eine Unterredung mit dem Chef der Verpflegungsabtheilung des Kriegsministeriums, Wirklichen Geheimen Kriegsrath Engelhard, der sich Proben der genannten Brodsorten vorlegen ließ und den Wunsch aussprach, in den Militär-Bäckereien Versuche mit der Murphy'schen Mehlmischung anstellen zu lassen. In Folge dessen hat Murphy sich sofort telegraphisch aus Amerika Maismehl bestellt, das zu Versuchszwecken der Verpflegungsabtheilung des Kriegsministeriums überwiesen werden soll.—Wenn sich dieses Brod bewähren sollte, was vorläufig noch abzuwarten ist, so könnten sowohl die Bevölkerung Deutschlands, wie die Maisbauer in den Ver. Staaten große Vortheile daraus ziehen. Da auch Rumänien ungeheure Massen von Mais liefert, so würde die Möglichkeit vorliegen, durch die genannte Mischung stets Deutschland ein nahrhaftes und dabei billiges Brod herzustellen, — vorausgesetzt, daß die Angaben des Herrn Murphy sich auch als richtig erweisen.

Die Weltausstellung am Sonntag.

Den wenigen religiösen Gesellschaften, welche sich zu Gunsten des Offenhaltens der Chicagoer Weltausstellung an Sonntagen ausgesprochen haben, hat sich vor Kurzem auch die Unitarier-Conferenz des Staates Illinois angeschlossen. Dieselbe verlangt nur zur gleicher Zeit, daß die Maschinen am Sonntag außer Betrieb sein sollten und hält es im Interesse des financiellen Erfolgs des Unternehmens für wünschenswerth, daß der Eintrittspreis an jenem Tage ermäßigt werde, wodurch größere Besuchermassen herangezogen werden würden. Einer der Redner bei dieser Conferenz wies daraufhin, daß auf der Philadelphiaer Ausstellung im Jahre 1876 der Sonntagsschluß der reine Schwindel gewesen sei. Anscheinend war die Ausstellung geschlossen, aber in Wirklichkeit war sie offen, d. h. nicht für die Masse des Publikums bei ermäßigtem Eintrittspreis, sondern für eine beträchtliche Anzahl „Bevorzugter", die aber keinen rothen Cent in die Casse zahlten. Jeden Sonntag besuchten Tausende von Personen die Ausstellung, und zwar mit besonderer Erlaubniß und auf Einladung der Directoren hin. Diese Bevorzugten hatten nicht nur freien Eintritt, sondern auch den großen Vortheil vor den Wochenbesuchern, daß sie die ausgestellten Gegenstände mit Behagen besichtigen konnten, ohne von der „Crowd" gedrängt und in ihrem Vergnügen behelligt zu werden. Den Sabbathfanatikern zu Liebe wurden die „Vielen" ausgesperrt, aber die wenigen Bevorzugten wurden kostenfrei eingelassen und erfreuten sich noch außerordentlicher Privilegien.

Der Redner fragte dann, ob die Direktoren der Chicagoer Ausstellung einen gleichen Hocuspocus zu treiben gedächten; ob sie, den puritanischen Eiferern zum Gefallen, zum Schein die Ausstellung für die große Masse schließen, sie aber für die paar Privilegirten öffnen wollten. Die Leute, welche während der Woche ihr Eintrittsgeld bezahlten, würden dann am Sonntag ausgeschlossen, und die, welche sich mit den „Managers" gut ständen, könnten das Vergnügen am Sonntag umsonst genießen. Wenn die Chicagoer Directoren das Beispiel der Philadelphier nachahmen wollen, würden sie bald die Entdeckung machen, daß ihnen das Publikum während der Woche wegbleiben würde. Solche Heuchelei, dem pharisäischen Elemente zu Liebe und um das Publikum zu täuschen, sei das Allerverächtlichste. Offenhalten an Sonntagen und Einstellung des Maschinenbetriebs an denselben sei die beste Lösung der ganzen Streitfrage. („Anz. des Westens.")

Man schreibt aus Austin, Texas: Im Laufe der vorvergangenen Woche sind nicht weniger als 16 Baumwollen-Reinigungsmaschinen (Gins) durch Feuer zerstört worden; außerdem haben in mehreren Counties verheerende Prärie- und Waldbrände gewüthet. Wie ein Bericht aus Groveton, Trinity County, sagt, ist so zu sagen das ganze County abgebrannt. Die Farmer haben ein paar Tage und Nächte arbeiten müssen, um mit Mühe und Noth ihre Fenzen und Häuser zu retten. Was im bevorstehenden Winter aus dem Vieh werden soll, sei die Frage, welche die Farmer dort sich stellen, da alles Gras in den Niederungsländereien total abgebrannt sei.